

Dem Gedächtnis Jost Triers*

Prof. Dr. Jost Trier, Emeritus der Universität Münster, Mitbegründer unseres Instituts, langjähriges Mitglied unseres Kuratoriums und Ehrenmitglied des Wissenschaftlichen Rats, ist am 15. September 1970 verschieden.

Man hat ihn wie Theodor Frings, den vor zwei Jahren Verstorbenen, einen König im Bereich seines Faches genannt. Das Wort konnte für Triers Auftreten im persönlichen Umgang mit Menschen wie in der Öffentlichkeit bei Vorträgen und Vorlesungen gelten, bei denen er zwar auf Wirkung, aber nicht auf Effekt bedacht war. Und diese Wirkung war groß; volle Hörsäle — Triers Wirken fällt ja in eine Zeit, da die „große Vorlesung“ an den Universitäten des deutschen Sprachraums noch nicht problematisch geworden war — charakterisierten seine Lehrtätigkeit. Er war eine herbe Natur; nur wenigen gewährte er Zutritt zu seinem näheren Umkreis, und wie viele empfindsame Menschen war auch er empfindlich. Seine Empfindsamkeit äußerte sich bei dem scheinbar Gefühlsarmen vor allem in einer ausgeprägten, gefühlsbetonten Anhänglichkeit an seine von ihm immer wieder aufgesuchte hessische Heimat.

Trier begann mit einer Doktorarbeit volks- und namenkundlichen Einschlags über seinen Namenspatron, den heiligen Jodocus (1924). Wie tief die volkskundliche Neigung in Triers Wesen verankert war, zeigen nicht nur Arbeiten über das bäuerliche niederdeutsche Haus in den 30er Jahren, sondern auch die Tatsache, daß er von 1932—1945 an der Spitze der Westfälischen Volkskundlichen Kommission stand; auch ein Kleinkunstwerk, seine Rektoratsrede von 1957, „Reihendienst“, in der er die wechselnden akademischen Wahlämter mit

* Dieser Nachruf ist eine erweiterte Fassung des in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ am 21. 9. 1970 erschienenen Gedenkaufsatzes.

Einrichtungen volkstümlicher Subkulturen verglich, ist ein späteres Zeugnis dafür.

Kleinere Arbeiten Triers galten den Flußnamen. Weniger bekannt ist heute seine Probevorlesung literarhistorischer Ausrichtung über „Architekturphantasien in der mittelalterlichen Dichtung“. Sie zeigt Trier schon auf dem Wege, der ihm zu raschem Ruhm verhalf: auf dem der Wortinhaltsforschung, die einen Schwerpunkt seines gelehrten Wirkens darstellt.

Trier gehört zu denen, die in den späten 20er und beginnenden 30er Jahren in der deutschen Sprachwissenschaft jene fast kopernikanisch zu nennende Wendung herbeiführten: zusammen mit Gelehrten wie Gunther Ipsen, Walter Porzig und Leo Weisgerber lenkte er das Interesse von den äußeren sprachlichen Gebilden, den Lauten und Formen, und von den verflommenen Sprachzeiten, denen die Forschung des vorausgegangenen Jahrhunderts vor allem gegolten hatte, hin zu dem Gemeinten, den Sprachinhalten, und zu der lebenden Sprache der Gegenwart, mit der sich die auch hierin von der Romantik geprägte Germanistik vorher systematisch nur in der Form der Mundarten beschäftigt hatte. Freilich, Triers Hauptwerk auf dem Gebiet der Wortinhaltsforschung, „Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes“ (1931) ist historisch orientiert und reicht nur bis in das 13. Jahrhundert; die geplante Fortsetzung ist er uns schuldig geblieben.

Bekannt ist der Untertitel des eben genannten Werkes: „die Geschichte eines sprachlichen Feldes“. Vor allem Trier hat den von Gunther Ipsen geprägten, inzwischen in die internationale sprachwissenschaftliche Terminologie eingegangenen Wortfeldbegriff in die Sprachforschung eingeführt, der jene Erkenntnis ausdrückt, daß Wörter nicht isoliert stehen, sondern im Verbund eines „Feldes“, daß ihre Inhalte sich gegenseitig abgrenzen und bestimmen. Trier hat das ursprünglich extrem formuliert:

„Nicht das Einzelzeichen sagt etwas; nur das System der Zeichengesamtheit kann etwas sagen angesichts des Einzelzeichens.“ — „Das einzelne Wortzeichen (...) ‚bedeutet‘ nur in diesem Ganzen und kraft dieses Ganzen. Außerhalb eines Feldganzen kann es ein Bedeuten überhaupt nicht geben.“¹ „So stehn die Wörter einer Sprache

¹ J. Trier, *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes I*, Heidelberg 1931, S. 6, S. 5.

nicht einzeln als Sinnträger da, sondern jedes hat seinen Sinn nur daher, daß andere neben ihm Sinn haben.“²

Gewiß schoß die Entdeckerfreude des jungen Gelehrten damit übers Ziel hinaus: Wörter haben auch eine eigenständige inhaltliche Struktur, und sie müssen im übrigen auch in ihrer Schichtung betrachtet werden (schließen sich also eher zu „Wortkammern“ zusammen), und die angenommene Lückenlosigkeit der Feldgliederung des Deutschen hat sich als ein Wunschbild erwiesen. Aber durch Triers Methode, die neue Möglichkeiten inhaltlicher Analyse eröffnet hat, ist eine einseitige Bedeutungsforschung am isolierten Wort überholt. Und „historisch“ meint bei Trier „diachronisch“, denn er versucht, „von Querschnitt“ zu Querschnitt springend die Strukturgeschichte eines Feldes zu geben, wobei ihm „die überkommenen Werke als Einzelwerke“ Ausgangspunkt bei der Führung dieser Schritte sind.³

Die strukturelle Betrachtungsweise, wie sie von Trier mit seiner Wortfeldtheorie im Bereich der Semantik in entscheidender Weise mitbegründet wurde, ist im Kern richtig und erwies sich als außerordentlich fruchtbar. Das zeigen ihre Fortführung durch Leo Weisgerber wie die Versuche exakterer Weiter- und Umbildung durch heutige Vertreter des Strukturalismus, bei dem ja unter dem Einfluß der ebenfalls strukturell bestimmten Prager Schule der phonologischen Lautbetrachtung der 30er Jahre zunächst wieder die Beschreibung des Sprachkörpers, der Lautung und der Formen, im Vordergrund gestanden war und die Fragen der „meaning“ ausgeschaltet worden waren. Der junge Trier sah nach Äußerungen im engen Kreis des Wortfelds in sehr dynamischer Weise zunächst unter dem Bild des Pferderennens. Seinen mündlich mehrfach geäußerten Plan einer ausführlichen Neufassung seiner Wortfeldtheorie zu verwirklichen, war ihm nicht mehr vergönnt; in dem Vortrag „Altes und Neues vom sprachlichen Feld“ hat er 1968 einiges davon niedergelegt. Er hat eine neue Definition des Begriffs „Wortfeld“ gegeben: „Ein Wortfeld ist eine Gruppe von Wörtern, die inhaltlich einander eng benachbart sind und die sich vermöge Interdependenz ihre Leistungen gegenseitig zuweisen“ und betont, daß die Feldbetrachtung nicht „ein Gespinnst der Spekulation“ ist, sondern daß sie „aus der praktischen Forschung selbst mit Notwendigkeit hervorgegangen ist.“⁴

² J. Trier, Sprachliche Felder, in: Zeitschrift für deutsche Bildung 8, 1932, S. 417.

³ J. Trier, Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes (Anm. 1), S. 13 f.

⁴ Vgl. J. Trier, Altes und Neues vom sprachlichen Feld, Duden-Beiträge 34, Mannheim 1968, S. 10 und S. 20.

Ein wie unmittelbares Verhältnis der Germanist Trier zu seinem Forschungsgegenstand deutsche Sprache hatte, zeigt sich in seinem Vortrag über den Gebrauch von Imperfekt und Perfekt im heutigen Deutsch, den er unter dem Titel „Unsicherheiten im heutigen Deutsch“ 1967 auch bei der Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rats des Instituts gehalten hat⁵, vor allem aber an den Arbeiten auf seinem dritten Hauptforschungsgebiet, dem sich der ältere Trier vorzugsweise widmete, der Etymologie. Wie Jacob Grimm suchte auch Trier als Etymologe „das Alte als das Dauernde“, wie er es ausdrückt.⁶ Seine Untersuchungen sind methodisch — und hier wird wieder die volkswissenschaftliche Neigung Triers sichtbar — entscheidend von realen Bezügen her bestimmt. Sie waren (das etymologischen Forschungen oft bestimmte, in der Natur der Sache begründete Schicksal) mancher Kritik ausgesetzt, aber es finden sich Kabinettstücke darunter wie die Abhandlungen über Zaun und Mannring, Spiel, Renaissance, Lehm, Holz, Wald, Antenne, und es trifft zu, was in der Laudatio bei der Verleihung des Dudenpreises 1968 gesagt wurde: „Seine eindringlichen wortgeschichtlichen Untersuchungen haben der Etymologie neue Leuchtkraft verliehen und längst verschüttete sprachliche Zusammenhänge aufgedeckt.“⁷

Triers Ansehen war groß. Dies äußerte sich nicht bloß in seiner frühen Aufnahme in die Göttinger Akademie, in ehrenvollen, von ihm abgelehnten Rufen an andere Universitäten, in der Wahl zum Rektor seiner Universität, in der Verleihung des Konrad-Duden-Preises, sondern auch in der Tatsache, daß Trier manche Ämter innehatte, die ihm einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Faches gaben. So war er Mitbegründer und mehrjähriger Vorsitzter (das Wort *Vorsitzender* lehnte er ab — man sage ja auch *Vorsteher* und nicht *Vorstehender*, *Leiter* und nicht *Leitender*) des Deutschen Germanistenverbandes, mehrjähriges Mitglied des Hauptausschusses und des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft, führendes Mitglied des früheren, von L. Weisgerber geleiteten Arbeitskreises „Sprache und Gemeinschaft“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Vorsitzter des vom Bundesministerium des Innern und

⁵ Veröffentlicht in: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67 = Sprache der Gegenwart 2, Düsseldorf 1968, S. 11—27.

⁶ J. Trier, Jacob Grimm als Etymologe. Abhandlungen der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität, H. 5, 1964, S. 6.

⁷ Hans Reschke, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, in: Duden-Beiträge 34, Mannheim 1968, S. 5.

der Ständigen Konferenz der Kultusminister berufenen Arbeitskreises für Rechtschreibregelung. Solche organisatorische Tätigkeit hatte in Jost Triers Wirken ihren wohl begründeten Ort. Seine prinzipiell homologische Betrachtungsweise, für die der Gegenstand nicht isoliert existiert, sondern als Teil des Gefüges, ließen ihn nicht nur Sprache und Dichtung, sprachliche und volkskundliche Forschung, Beschäftigung mit Gegenständen der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern auch Forschung und Organisation der Forschung immer als Einheit sehen.

Jost Trier gehörte auch zu denen, die schon früh einen bis auf Leibniz zurückgehenden Plan aufgegriffen hatten und die Gründung eines Instituts für die Erforschung der deutschen Sprache, insbesondere der Gegenwartssprache, anstrebten. 1964 konnte er anlässlich einer Dudenpreisverleihung im Rittersaal des Mannheimer Schlosses die Gründung des „Instituts für deutsche Sprache“ feierlich proklamieren.

Hugo Moser